



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berdrow, W.: Fahrendes Volk im siebzehnten Jahrhundert : aus den
Bettelregistern einer deutschen Kleinstadt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

irdisches Dasein verlief, hegen in ihm das Gedächtnis an einen jener seltenen Menschen, denen materielle Not den großen Zug künstlerischer Gestaltung nicht lähmt, und von deren Abscheiden heute und immer das Wort der „Achilleis“ gilt:

Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

Heinrich Spiero



Fahrendes Volk im siebzehnten Jahrhundert

Aus den Bettelregistern einer deutschen Kleinstadt geschildert von W. Berdrow



Bei einer Durchsicht der ältern, bis 1595 zurückreichenden Ratsrechnungen der Stadt Coswig in Anhalt fiel mir ein wiederkehrender Ausgabeposten unter dem Titel: Den armen Leuten oder: Den armen und brandbeschädigten Leuten ins Auge. Das Interesse an diesen Registern wuchs mit dem Durchlesen von Jahr zu Jahr, und endlich erschienen mir diese „armen leuthe“, die sich nicht etwa als Coswiger Ortsarme, sondern als ein wunderbar gemischter Bettelhaufe aus aller Herren Ländern erwiesen, als eins der merkwürdigsten Kapitel in diesen alten, vergilbten Stadtregistern. Immer wechselnd an Stand und Herkunft, bald anschwellend in Zeiten der Not, bald abnehmend in bessern Jahren, windet sich der Reigen dieser fremden Bettelleute gleich bunten, farbenreichen Arabesken durch die eintönigen Spalten der Einnahmen und der Ausgaben, der Schoßregister und Brauverzeichnisse hindurch. Der eine mit drei dürren Worten registriert, der andre treulich bezeichnet nach Namen und Art, der dritte redselig das Geschick erzählend, das ihn aus Heimat und Werkstatt auf die Landstraße getrieben, spiegeln sie in ihrer Gesamtheit ein Bild aller Drangsale und Fährnisse ihres vielbewegten Jahrhunderts wider und gewähren uns einen tiefen Blick in die Sitten und Lebensverhältnisse ihrer Zeit. Ja zuweilen lesen sich diese Register wie eine Chronik des großen und gewalttätigen Jahrhunderts, in dem sie niedergeschrieben sind. Diese Schwärme von Landsknechten und Studenten, von Gefangnen aus der Türkei und Vertriebnen aus Ungarn, Böhmen, Frankreich und den Rheinpfalzen, von Pfarrern, Magistern, Doktoren und Rüstern, von Handwerkern und Gelehrten, von Pöbel und Adel, Witwen und Waisen, von Lahmen, Blinden, Kranken und Beseffenen, von Dichtern und Philosophen „voll Schwer- und Zweifelmüdigkeit“ — sie stehn alle so greifbar deutlich da, wie sie dem Stadtschreiber ihre Nöte berichten und ihre paar Groschen in Empfang nehmen, daß man weiter und weiter liest und nicht müde wird.

Coswig war im siebzehnten Jahrhundert eine unbedeutende Landstadt, und es wurde durch den großen Krieg fast ganz an den Bettelstab gebracht. Aber es lag an einer länderverbindenden Straße mit ungewöhnlichem Verkehr und wurde durch die Nähe mehrerer Städte von größerer Bedeutung, vor allem Zerbst, Dessau und Wittenberg belebt. Dabei hatte augenscheinlich der Stadtschreiber, von Amtsgeschäften noch nicht überbürdet, für das fahrende Volk und die mannigfachen Kleinigkeiten, die es mitbrachte, mehr Zeit und Interesse übrig als seine Amtsbrüder in größeren Städten. Leider sind die Stadtrechnungen für gewisse Zeiträume, namentlich von ihrem Beginn im Jahre 1594 bis 1639, sehr lückenhaft. Von 1617 bis 1639 fehlen sie ganz. Um so glücklicher fügte es sich, daß gerade für diese Zeit die Kirchenrechnungen fast ununterbrochen erhalten sind und die Ausweise der Stadtbücher auf diesem Gebiete willkommen ergänzten.

Wer waren nun diese Hunderte und Tausende, die von Ort zu Ort bettelnd die Straßen bevölkerten? Sicherlich trieb sich damals, wie heute, viel arbeitsscheues, abenteuerlustiges Volk auf den Straßen umher, und es fehlen auch nicht ganz die frischfröhlichen Typen des fahrenden Schülers und des sorglosen Landknechts. Aber im ganzen läßt sich doch nicht verkennen, daß die überwiegende Menge dieser Handwerker, Soldaten, Studenten, Lehrer und Pfarrer, Frauen und Mädchen, die da in schier unabsehbarer Reihe durch die Stadtbücher eines ganzen Jahrhunderts wallen, daß sie nicht zum Vergnügen betteln gingen. Ja man kann getrost ein gutes Teil der von unsern Stadtschreibern vertrauensselig in ihre Rechnungen eingetragenen Klagelieder zu den Erfindungen werfen, es wird noch eine erschütternde Menge von Elend und Not übrig bleiben, die die Leute mit zwingender Notwendigkeit von der Scholle trieb und ihnen den Wanderstab in die Hand drückte.

Vor allem ist mir aufgefallen, daß die Kunst viel weniger unter den fahrenden Leuten vertreten war, als man nach den Schilderungen des spätern Mittelalters und der darauffolgenden Jahrhunderte vermuten sollte. Allerdings finden sich Handwerker aller denkbaren Berufe. Neben Leinwandwebern aus Schlesien kommen Tuchmachergesellen „aus der Dahme“, aus Mittweida, aus Flandern, ein Tuchnappe, „dem zu Magdeburg all sein gerät verbrannt“, oder „ein solcher aus Großenhahn, von 86 Jahren“. Gelegentlich begegnet uns auch einmal ein Teppichweber, ein Kürschner oder ein „Riemerbursche, so auf der Straße ausgezogen“; auch Schuster sind nicht ganz selten, wenn auch meist von Not oder Krankheit ungetrieben, wie zwei abgebrannte Schuster aus Pommern (1661), einer aus Hamburg, der lange krank gelegen, ein andrer mit dem Krebs, einer aus Hessen mit einer Hand und etliche Abgebrannte. Stärker vertreten ist die schwarze Kunst, neben zahlreichen Papiermachergesellen wandten sich auch Schriftgießer und Buchdruckergesellen an die offene Hand des Rates. Ein Goldschmied aus Bernburg, ein Seidensticker, der lange krank gelegen, ein Glockengießergeselle repräsentieren die höhern gewerblichen Künste. Gelegentlich kommt

ein Glasurmacher, ein Ziegelstreicher, „ein Schmiedeknecht aus Dennemark, so beraubt gewesen“ (1666), ein Eisengießer aus Oberscheibe, ein Bäcker aus Zerbst, ein Salzfieder aus Halle mit der schweren Not, aber das sind alles Ausnahmeerscheinungen unter den Scharen der alltäglich Vorgesprochenen. Auch Dachdecker, Zimmerleute, Maurer, Fleischer, Böttcher kommen, aber meist arbeitsunfähige oder durch irgendeinen Umstand aus dem Gleis geworfne Leute, wie drei Leinewebergesellen (1680), „so an vielen orthen bei grassirender Pestilenzzeit nicht eingelassen werden und daher keine arbeit bekommen können“.

Das größte Contingent zum bettelnden Handwerk stellten aber nicht die um Arbeit Anfragenden, sondern die im Beruf oder auf der Straße Verunglückten. Zu einer Zeit, die ebenso aller Maßregeln zur Unfallverhütung wie jeder Invalidenfürsorge und heimischen Armenpflege entbehrte, mußte ihre Zahl erschreckend groß sein, und ihr Loß wäre wohl fürchterlich gewesen, wenn man nicht ihr Anrecht an die öffentliche Mildthätigkeit als selbstverständlich anerkannt hätte. Während Karl der Große im Kapitular von 806 gebot, daß jeder fidelis des Kaisers seine Armen selbst ernähre und nicht gestatte, daß sie sich bettelnd umhertrieben, hatten die Städte 800 Jahre später die Sache umgekehrt und ernährten bereitwillig die Armut der halben Welt, nur ihre eigne stießen sie in die Fremde hinaus.

Das gefährvolle Gewerbe des Dachdeckers lieferte wohl unter allen die meisten Krüppel, die zeitlebens darauf angewiesen waren, bettelnd durch die weite Welt zu gehn oder sich tragen oder fahren zu lassen. Einem armen Schieferdecker, dem ein Arm, ein Bein oder beide abgenommen waren, wurde sehr oft und nicht karglich gereicht. Es tat auch manchmal nicht der schreckliche Fall (meist von Kirchendächern oder Rathhäusern) allein; neben einem, der durch Blitzschlag zweimal den Arm gebrochen, kommt ein anderer „von Wirzburg, der von einem Gebew gefallen und mit der schweren Not beladen“, und ein Ziegeldecker, „der den arm angefallen, das kalte feuer darin bekommen und den arm hat müssen lassen abnehmen.“

Kürzer faßt sich der Stadtschreiber der sechziger Jahre: „einem Schieferdecker, so sehr gefallen,“ heißt es einmal, und „einem von aldenburgk, welcher sich eine Rippe im leibe in Zwey gefallen“. Auch verunglückte Zimmergesellen sind nicht ganz selten, 1608 kommen ihrer zwei miteinander, der eine hat kein und der andre nur ein Bein gehabt. In den Schächten der Bergwerke waren Unglücksfälle keine Seltenheit, und für die davon Getroffenen gab es nichts mehr zu hoffen als das große Universalarmenhaus: die Straße. Das Jahr 1610 verzeichnet unter andern „einen lahmen Berghauer, welcher selbst Siebenter verfallen und er allein davon gekommen“, 1614 gab man ein Almosen „einem Berghauer selbstkünst in einen verfallenden schacht geschlossen“. Dieser allein wurde beim Nachgraben wiedergefunden „und eine Monatszeit Stumm gelegen“. Bergleute aus Freiberg und dem Harz, die zu Krüppeln gefallen oder geschlagen sind, begegnen uns ziemlich häufig.

Daß die Zahl der Krüppel und der mit offenen Schäden Behafteten so groß war, kann uns bei dem damaligen Tiefstande der Reinlichkeit und der ärztlichen Kunst nicht wundern. Beschädigungen, Unglücksfälle gab es alle Tage, aber geheilt wurden sie in den seltensten Fällen. Als recht eigentlichen Opfern ihres Berufs müssen wir Mitleid zollen dem Salzfieder von Lindeburg, der sich beide Augen aus dem Kopfe gebrannt, dem Fechtmeister aus Straßburg, dem ein Auge ausgestoßen, und dem Brauer aus Brandenburg, „so in die brawppanne gefallen und sich ganz verbrannt, nackt und bloß gegangen“.

Neben dem Handwerk lieferte der Krieg einen bedeutenden Teil der großen bettelnden Armee. Wie der verunglückte oder erkrankte Handwerksmann, so war der verwundete Soldat rechtlos — bis auf das Recht, den Schnappack umzuhängen. Man gab auch ihnen, oft mehr als andern, um sie los zu werden, am meisten, wenn sie in Rudeln kamen und fest auftreten konnten, am kärglichsten, wenn sie, heruntergekommen, sich als Krüppel mit Weib und Kind durchs Land bettelten und zwar kläglich, aber nicht mehr drohend ausschauten. Den Pfennig, den man 1680 dem lahmen Soldaten „mit bei sich habendem Weib und Kindern“ anbot, hätten die Landsknechte aus Ungarn, die zu zweien und dreien recht häufig dem Stadtschreiber ihre Reverenz machten, ihm vermutlich mit einem Kapitalschuch vor die Füße geworfen. Man gab ihnen in der Regel zwei bis drei Groschen, oftmals mehr „5 Groschen 9 Pfennig den Reifigen Knechten und Fußgängern die in Ungarn gezogen“, verzeichnet die Rechnung von 1595, die von 1597 sogar „12 Groschen denen Landsknechten, welche sich vor der kirchen gelagert und dem Amte, Kirchen und Rath umb eine Ritter zehrung gebethen“. Da sah man sie wohl lieber vereinzelt kommen, weniger ansehnlich, aber bescheidner, wie die „zween Reuters, so voller Ungeziffers gewesen“. Wenn man das besonders hervorhob, muß es allerdings sehr schlimm gewesen sein. Förmlich dahergeschneit kamen die verwundeten und abgedankten Marssöhne in und nach den Jahren blutiger Schlachten, wie 1678. Neben zwei Churfürstlich Brandenburgischen Soldaten, „so für Anklam und Stettin um ihre Glieder gekommen“, melden sich ebenso vertrauensvoll Kaiserliche, dänische und andre Nationen, und man gab einem wie dem andern, auch dem „Fürstlich Sächsischen Soldaten, welcher dem Bischof von Halle gedient und bei Dammgarten um seine gesundheit gekommen“. Er kam in guter Gesellschaft: ein schwedischer Feldscherer, der aus Schonen stammte, einer von Adel, der „Wachtmeister-Leutnant unter dem König in Pohlen“ gewesen war, zwei Tambours, „so von Lübeck nach Dresden gereiset, laut vorgezeigtem Paß“, tauchen neben ihm aus den vergifteten Registern auf.

Unter dem fremden Kriegsvolk waren Schwedische immer vertreten, besonders nach der barbarischen Verwüstung Pommerns im schwedisch-brandenburgischen Kriege (1680) treten sie in Mengen auf. So erscheint einmal an der Seite eines armen pommerschen Schuldieners ein abgedankter lahmer schwedischer Leutnant. Dann begegnen uns Offiziere, die dem „Könige von Dennemarc“, Capitains,

die in „Spannigen“ gedient, Obrist-Wachtmeister von Adel, abgedankte Leutenants von den Kaiserlichen. Manche mochten sich wohl auch mit fremden Federn schmücken, unter der Uniform eines abgedankten Offiziers, den sie selbst vielleicht erst vom Straßengraben aus meuchlings überfallen, sich höhere Spenden versprechend. Ganz und gar verdächtig sind mir aber eigentlich nur zwei Soldaten (1659) gewesen, „so unter den Pohlen in Irland gefangen gelegen.“

Ungeheuer muß die Zahl der Studenten gewesen sein, die im siebzehnten Jahrhundert sechsend das Reich durchzogen. Sie kamen aus Leipzig, Zwickau, Berlin, Danzig, Dresden, Breslau, Helmstedt, Sena, Lübeck, aus Nürnberg, Eisenach, Augsburg, in Mengen natürlich aus Wittenberg oder mit Wittenberg als wirklichem oder vorgeschwindeltem Ziel, ferner aus Drossen, Schöppenstein usw., aber auch aus Rom, aus Frankreich, England, Böhmen, Schweden, Steiermark und andern Ländern. Unterwegs den Stadtschreiber und den Pfarrer anzusprechen, die ja auch einst gleich ihnen vielleicht dieselben Straßen mit Degen und Ranzen gewandert waren, mochte ihnen selbstverständlich und jedenfalls mehr pläsiertlich als schimpflich erscheinen. Allerdings erging es ihnen zuweilen recht erbärmlich dabei, wie dreien Studiosis aus England, denen von den Freibeutern alles genommen, oder einem beraubten Studenten, „der kein Teutsch gekunt, aus Britannien bürdig, von Leinß (?) und hat wollen in Hollandt schiffen“. Manche mochten auch den Überfall erdichten, den sie erlitten haben wollten, ob auch der, dem sie (1616) zu Mülhstedt sein Geld und seine Wehre gestohlen, weiß ich nicht. Schade ist es, daß uns nicht öfter die Namen der vorsprechenden Studiosen mitgeteilt werden, wie es der Stadtschreiber von 1595, Ehrn Basilus Junior, so hübsch angefangen hatte. Einem Studenten Wulfgang Thilemann von Lübeck hat er einen Groschen verabreicht, und dasselbe einem armen Studenten von Frankreich, Vallentinus Resegerus. Wer weiß, ob sich nicht sonst mancher gute Name aus der Gelehrtenwelt des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts in den Wohltätigkeitsregistern unsrer kleinen Stadt wiederfinden würde. Auffallend viele fahrende Schüler begegnen uns 1608 und 1609, unter ihnen z. B. einer „aus Hameln an der Wiefer“, der nichts zu verzehren hat, und ein anderer, ein „alter Student aus Wittenberg, klagend, daß er nicht hat können zu Dienste gefördert werden“. Das mag nun wohl seine Gründe gehabt haben, es ging ihm vielleicht wie dem bald nach ihm auftauchenden „verhoffenen Pfarrherrn, der keinen Dienst gehabt“. Der Stadtschreiber gab dem hemoosten Haupte einen Groschen, dem hoffnungslosen Pastori em. aber nur sechs Pfennige! Wer auf sich etwas hielt und Zeugnisse vorzuweisen hatte, bekam übrigens auch ein reichlicheres Biatikum, wie 1680 der „Studente, welcher vom Herrn Doct. Derre zu Zerbst eine Intercession gehabt“, oder ein anderer, „der in der Particular zu Berlin Frequentiret hat“.

Bedaurenswerter als dies fröhliche Völkchen waren die zahlreichen Pfarrer und Schulbedienten, die ebenfalls die Welt durchirrten. Ein „abgebrannter

Pfarr, der von den Muskowitern vertrieben und sind ihm all seine Bücher verbrannt“, wird 1599 genannt, und man gab ihm eben so willig wie ein andres mal „einem verlauffenen Pfarrherrn, der sich aufn Ehrn Magister be- rufen, er wäre in Wittenberg sein Stubengefell gewesen“. Im Jahre 1610 kommt neben einem Prädikanten, „der von den Pappisten vertrieben zwischen Pohlen und Preußen“, ein Feldprediger Johannes Jacobus, „eines Pfarrherrn Sohn von Heidelberg, der aus Schweden kommen“. Ein ungewöhnliches Ge- schenk (zwölf Groschen) gab man 1632 Seiner Königlichen Majestät zu Schweden Feldprediger, wogegen einem vertriebnen evangelischen Priester aus Ungarn „auf schriftliches bitten und Klagen“ vier Groschen gesteuert wurden (1678). Inzwischen vergeht kein Jahr, wo nicht Geistliche und Magister unter den vor- sprechenden Armen sind, nur daß es je nach der Not der Zeit bald die Pfalz, bald Pommern und Mecklenburg (einem Pfarrer mit sieben kleinen Kindern aus dem Mecklenburgischen, 1677), bald Ungarn und Böhmen, bald wieder das Stift Bremen sind, von wo aus sie in Scharen das Land überschwemmen. Übrigens setzten ja nicht allein konfessionelle Gegensätze, sondern ebenfogut auch Alter, Krankheit oder Unfähigkeit aus andern Gründen die geistlichen Herren meist ohne weiteres auf die Straße, ebenso wie die Magister, Schreiber, Orga- nisten usw., freilich auch wieder oft genug mit eignem Verschulden. Ein Jahr (1597) nennt neben „einem Pfarr, dem die red entfallen und er seinen dienst nicht mehr verrichten können“, einen andern „aus Töplitz, der wegen etlicher Tyrannei und Schwachheit seines hauptes seines amts entsetzt“. Bald darauf kommt ein bettelnder Pfarrer aus Kurland, der seine Dienste aus Schwachheit hat übergeben müssen, und ein Schulmeister, der zwei Jahre krank gelegen und seines Amts entsetzt worden ist. Schon früher gedenken die Stadtrechnungen „Bartel Frenzen's von der Newstadt unter dem Amte Hohnstein gelegen, eines armen Schreibers, welcher sich auch in kriegsleufften hat gebrauchen lassen, welcher gute kundtschafften in lateinisch und Teutsch hatt gehabt vorzu- legen“. Dagegen wird 1670 Heinrich Friederich Sabnuth (Sabunth?) ange- führt, „Canzelers Sohn aus Leipzig, welcher eine lateinische Epistel an den hiesigen Rat abgehen lassen“. Es kam bei den Angehörigen besserer Stände nicht selten vor, daß sie sich schriftlich an den Rat oder die Kirche wandten, zuweilen wohl auch mit literarischen Gegenleistungen für die erbetene Spende aufwarteten. Man war dafür in Coswig nicht unempfänglich. Der damals erkleckliche Betrag von zwölf Groschen floß 1604 in die Tasche des Magisters Johan Freiburgk von Erfurdt, „der dem Raht einen Sumarischen und eigen- thümlichen bericht von der Geburt und Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi aus göttlicher Schrift zusammengezogen und reimweise verfaßt dem Rathe dotioniert“. Dasselbe Rechnungsbuch berichtet vorher von „einem alten betagten Manne, der dem Raht den glauben ausgelegt“. Auch 1670 wird noch eines literarischen Zeitgenossen Erwähnung getan, der damals zu denen gehörte, die „ihr Brot für den Thüren suchten“, nämlich Philipp

Ernst Stegmanns, Kayserlich gekrönten Poeten, dem man drei Groschen verabsolgte. Noch reichlicher gab man 1684 „einem mit grosser Zweifel- und Schwehrmütigkeit beladenen Notario Publico, Wilhelm Pistorio, auf des hochgeistlichen Consistorii zu Zerbst erteilter Intercession“.

Wer über eine solche Interzession, eine Erlaubnis, Almosen zu kollektieren, oder selbst nur über einen Paß verfügte, hatte vor den Mitbewerbern überhaupt einen Vorsprung. Solche Pässe oder Bettelbriefe stellten die Städte, Fürsten, nicht selten sogar die kaiserliche Kanzlei in Wien aus. Zuweilen galten sie auf beschränkte, zuweilen auf unbestimmte Zeit. So kamen 1614 Abgesandte der eingekerkerten Stadt Langfeld, „deren Brief acht Monat gelten soll“. Im Jahre 1683 wurden „einer verarmten Edelfrauen, so aus gräflichem Stamme, namens Martha geb. Gräfin von Athimis, auf Römisch Kaiserl. Majestät Interzession 2 gl. gesteuert“. Auch einem Converso Nobilo, Matthias Trost von Baden genannt, gab man im selben Jahre „auf vorgewiesene gute Attestate“. Schon 1607 sind 3 gl. verzeichnet „einem gefangenen Edelmann, der ein fürnehmlich kaiserlich Patent fürzulegen gehabt, daß er neben seinem Weibe ist gefangen gewesen mit Nahmen Johan Baptista, so wol auch sein Weib mitgenommen, welcher sich mit 800 Dukaten hat müssen lösen lassen“.

Mit diesem Johann Baptista sind wir nun auf eine merkwürdige Klasse der Almosenammler gekommen. Diese fast ausschließlich aus der Türkei kommenden Kriegsgefangnen — oder die noch daselbst in der Gefangenschaft Weilenden, für die dann ihre Angehörigen, oft sogar adliche Damen, das Betteln besorgten — bilden nicht etwa eine seltene Ausnahmeerscheinung. Sie treten fast alle Jahre und zuweilen in größerer Zahl auf und werden immer anständig, oft reichlich bedacht. Man braucht nicht alle diese, zuweilen alten Geschlechtern angehörenden Leute für mittellose Bettler zu halten, aber es fehlte ihnen eben die oft kolossale Summe, die der Türke als Lösegeld verlangte.

Schon das Kirchenbuch von 1598 nennt zwei von Adel, die sich um 3400 Taler haben „ranzaunen“ (ranzionieren, loskaufen) müssen, und im folgenden Jahre kam „einer von Adell aus Frankreich, für welchen unser gnädiger Fürst und Herr geschrieben, den sein Vater um 4000 Gulden ranzaunen müssen“. Unter den vielen Türkengefangnen der nächsten Jahre nenne ich nur eine arme Frau, „die in der Türkei gleichfalls um 2000 Dukaten sich hat müssen ranzieren lassen“, und einen Griechen Demetrius Joanninus „seiner Geburt aus der Stadt Areta, welcher von der Türkischen Armada gefangen und mit 420 Dukaten ranjunct“. Zwei Griechen, die 1619 kamen, wollten sich sogar um 8000 Dukaten losgekauft haben. Nach längerer Pause brachten dann die Türkenkriege im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts nochmals große Scharen von Losgekauften ins Land, über die hier nur noch eine Notiz aus dem Jahre 1683 wiedergegeben werden soll. „Dreien gefangnen aus Turkey Andreas Stand von Roserin, Andreas Palli und Stephan Urgel vier Groschen zu ihrer und ihrer Weiber liberirung mitgeteilt.“

Bei der damaligen Unsicherheit aller Straßen, wovon hundert Klagen über erlittene Raubankfälle und Mißhandlungen zeugen, muß es wundernehmen, wie viele ledige Frauen allein oder in Gesellschaft von ihresgleichen die Wege bevölkerten. Unter den Bettlern machen sie einen ganz beträchtlichen Prozentsatz aus. Meist sind es die Frauen oder Töchter verstorbener oder auf irgendeine Weise ins Elend gekommener Pfarrer, Magister, Organisten, Schulbedienten; sie sind so häufig, daß der Stadtschreiber nur selten ihren kleinen Posten mit ein paar erklärenden Worten begleitet. Ich erwähne nur „zwei Pfarrweiber aus der Uckermark, deren Männer ins Feuer ungelungen“, eine Pfarrfrau aus Neuenburg, eine aus Rymwegen in Holland, eines Schulrektors Tochter aus Oldendorf (Offendorf?) in Oberelsaß, und im Jahre 1684 sogar eines königlich dänemärkischen Feldpredigers Wittib. Aber neben ihnen sind auch alle andern Stände vertreten, adliche wie bürgerliche. So reichte man 1661 „einer von Adell aus Schlesien namens Sybille von Falckenstein“, 1678 einer Edelfrau mit zwei Kindern „von Limberg beim Rheinstrohm“ und einer des Geschlechts von Prizschlern aus der Mark. Man gab ihnen doch etwas reichlicher als beispielsweise einem alten Bergmannsweib aus Zellerfeld oder eines Bildschnitzers Frau von Zerbst. Neben diesen sind alle denkbaren Typen des bürgerlichen Lebens angeführt. Da ist eine Frau aus Hirschberg, die ihren Sohn begleitet, der als Schüler die Welt durchwandert, ein Kaufmannsweib, deren Mann von den Räubern erschossen, und zwei aus Lübeck, „deren Männer in Ungarn gefangen gelegen“. Eine hat ihrem Sohn das Bein müßen ablösen lassen, eine andre hat bei sich eine Tochter mit einer lahmen Hand, und eine dritte erzählt, daß ihr Sohn in der Türkei gefangen liegt. Zwei Frauen, heißt es, „sind aus Pohlen von den tattern verjagt“, andre sind „erledigte Nonnen“, diese ist stumm „aus Dennemark“, jene blind „von Zippel Zerbig“. Von blinden Frauen oder Männern, die von andern geführt wurden, hört man häufiger, aber doch nicht so oft wie von lahmen, die gefahren oder getragen werden mußten. Am übelsten daran waren augenscheinlich die Ärmsten, die hier oder da „in Kindesnöten etliche Tage gelegen und nichts zu verzehren gehabt“. Man mußte sie wohl ein paar Tage abwarten, wie es Brauch und Menschenpflicht gebot, aber sobald es irgend angängig schien, lud man Mutter und Kind auf den Wagen, um sie bis zum nächsten Dorfe zu schaffen. Dann ging's von dort weiter auf dieselbe Art, bis Tod oder Genesung die Bedauernswerten aus ihrem rollenden Wochenbette erlöste.

Allgemein bekannt ist ja die alte Sitte der Krüppelfuhr, die es gebot, einen zu Wagen eintreffenden kranken Bettler nach Verabreichung eines Almosens auf dieselbe Weise weiterzuschaffen. Meist waren die Bauern der Amtsdörfer zu diesem Dienste verpflichtet, sonst mußte man zusehen, woher man rasch einen Karren und Fuhrmann bekam, um den armen Krüppel ins nächste Dorf zu schaffen. So gab man hier 1677 drei Groschen „einem mit der schweren Not beladenen Weibe samt bei sich habendem kleinen Kinde“, die die Gemeinde

Bieko nach Coswig hatte fahren lassen, gleichzeitig sind aber noch zwei Groschen sechs Pfennig verzeichnet „diesem pauer von Bieko zum trinkgelde, welcher in Ermangelung einer hofsuhre diß weib biß Gribu geführet“.

Sämmerlich ist es zu lesen, wie viele Frauen, zuweilen auch Männer, eine größere oder kleinere Kinderschar auf dieser Wanderung mit sich herum führen mußten. Eine Frau mit zwei kleinen Kindern, eine arme Frau aus der Schlesiſt mit vier, eine aus Pohlen mit zwei, ein Lahmer mit drei Kindern aus Seehausen, ein Pfarrer mit sieben Kindern aus dem Meckelburgischen, so geht das alle Jahre. Aber was wollte es schließlich bedeuten gegen die armen Kleinen, die ganz allein und hilflos die damalige Welt voll Krieg, Brand, Raub und Mord durchwandern mußten, wie zwei arme Kinder aus Koburg 1654, drei arme Knaben aus Zollhausen, deren Eltern irgendwo krank lagen, oder zwei „blutarne Soldaten Kinder, so keine Eltern mehr gehabt“. Zuweilen nahmen sich ihrer fremde Leute an, wie der „zwei armen, vater- und mutterlosen kleinen Kinder bei Eilenburg her, die von einem Orte zum andern geführet werden müssen“ (1679).

Es mag zum Schluß noch erlaubt sein, einen Blick auf die vielen Kranken zu werfen, die neben den verarmten oder aus andern Gründen bettelnden Vagabunden ihre Straße zogen und neben ihrer Armut noch ihre Gebrechen zur Erregung der Mildtätigkeit ins Feld führen konnten. Neben ganz bekannten Leiden lernen wir dabei auch recht fremdartig anmutende Krankheiten und Gebrechen kennen. Viele haben die schwere Not, das schwere Gebrechen, die fallende Sucht oder hinfallende Seuche, andre kommen mit dem Wurm unterm Angesicht, mit der schweren Hauptkrankheit, mit dem reisenden Stein oder einem Gewächse an der Nase. Unendlich ist begreiflicherweise die Zahl derer mit offenen Schäden oder abgenommenen Armen und Beinen, denn in jener Zeit ohne Asepsis und Keulichkeit schlug beinahe regelmäßig der Brand oder das kalte Feuer zu erhaltenen Wunden und Verletzungen hinzu. Auch mit Morbum gallicum, einem unreinen Haupt oder einer Schlange im Bein kamen sie gelegentlich in Coswig an. Daß der Aberglaube eine ziemlich große Rolle spielte, beweisen viele Fälle, wo Leute angeblich „im Trunk vergehen“, bezaubert worden, vom Satan besessen oder vom bösen Feinde angefochten waren. Die Heilung wurde ihnen allen erschwert teils durch den tiefen Stand der ärztlichen Kunst, teils durch die übertriebenen Forderungen, die die Ärzte häufig stellten. So betteln viele, um das Honorar zusammenzubringen, das die Ärzte von ihnen vor der Heilung ihrer Gebrechen verlangen, wieder andre sammeln Almosen, um Medikamente für ihre kranken Angehörigen zu kaufen, und nicht wenige klagen, daß sie um einen lahmen Schenkel oder dergleichen „ihr Vermögen verarzet“. So ist es erklärlich, daß man zu den weltberühmten Bädern wie Karlsbad und Warmbad mehr Vertrauen hatte als zu den Medizinern und Chirurgen, und daß auch Kranke, die aus eignem Vermögen dahin nicht gelangen konnten, sich durchzubetteln versuchten. Fast jedes Jahr hat solche Armen aufzuweisen, die

ihre lahmen Glieder und sonstigen Schäden irgendwelchen Bädern anvertrauen wollen, sogar Geistesranke sehen wir vertrauensvoll ins warme Bad wandern. Starben sie dort, so bettelten sich ihre Frauen und Kinder wieder nach der Heimat durch.

Ein andres lockendes Ziel kranker Almosenjammeler war das Hospital, das sich allerdings auch nur in seltenen Ausnahmefällen unentgeltlich öffnete. Ein Sattlergeselle aus Neundorf, ein Mann von Westerhausen, „der den fressenden wurm im schenkel gehabt“, ein armes Pfarrweib mit zwei Kindern, „dessen Mann im Haupte verrückt, daß er seines Dienstes nicht abwarten können“, suchen die Mittel zur Aufnahme ins Spital von den Leuten zu erbetteln. Zuweilen sind auch hierunter solche, die sich mit einem geliebten Kapital ins Spital gekauft haben und nun durch Almosenjammeln das Geborgte zurückerstatten suchen. Genau so war es bei vielen losgekauften Türkenflaven, die nachträglich den Bedarf ihres Lösegeldes zusammenbettelten. Daß dies überhaupt möglich war, beweist, wie reichlich und gern man den wandernden Bettlern, in denen die damalige Zeit eben eine selbstverständliche Erscheinung sah, gegeben haben muß.

Wir haben die unabsehbare Schar des fahrenden Volkes, wie sie im siebzehnten Jahrhundert sogar einen unbedeutenden Ort wie Coswig durchzog, in ihren flüchtigen Bestandteilen gemustert. Einer spätern Arbeit mag es vorbehalten bleiben, zu schildern, was diese flüchtigen Besucher von ihren Geschicken zu erzählen wußten, und wie sie den Bewohnern des Städtchens manche neue Zeitung von den Weltbegebenheiten aus nah und fern mitbrachten, sich auf diese Weise für das empfangne Almosen doch in etwas erkenntlich zeigend.



Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarkhaus

(Fortsetzung)



ndlich konnte das Konzert beginnen. Der Löwe des Tages stimmte mit großer Sorgfalt sein Instrument, erbat sich zu seiner Stärkung noch ein Glas Portwein, placierte die alte Kommerzienrätin Möbius, die in der dritten Reihe gegessen hatte, hinter eine Säule in der sechsten und spielte das Quartett in Es von Rode. Als er zu Ende war, wurde er mit rauschendem Beifall belohnt, aber er schien gar nicht darauf zu achten, stützte den Kopf in seine weiße, wohlgepflegte Hand und starrte wie geistesabwesend ins Publikum.

Nein, sagte der eine, dieses Klageorlett! So etwas haben wir hier noch nicht zu hören bekommen!

Sein Pizzicato hat mir noch weit mehr gefallen, meinte ein anderer, ich habe vor zwei Jahren in Wien Paganini gehört, aber der machte es auch nicht besser!